



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Rückert, H.: Aus dem Leben der Malerin Louise Seidler.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Aus dem Leben der Malerin Louise Seidler.*)

Die Heldin dieser Erinnerungen gehört nicht zu den allgenannten und allbekannten Namen der Gegenwart. Es ist ihr im Leben wie im Tode nur ein bescheidenes Maß von dem zu Theil geworden, was man Berühmtheit heißt. Und dennoch verdient sie es, daß eine wohlgesinnte und geschickte Hand ihr Bild in ausführlicher Breite vor unsern Augen zeichnet. Sie ist als Charakter durch die seltene Vereinigung zarter und liebenswürdiger Züge, wie durch den inhaltreichen Verlauf ihres Lebens werth, von vielen gekannt und verehrt zu werden, die vielleicht bis jetzt nicht einmal ihren Namen haben nennen hören. Denn ihre sanfte Bescheidenheit, der natürliche Grundton ihres Wesens hat sie, so lange sie lebte, mit zarter Scheu alles vermeiden lassen, was nur entfernt nach Reclame oder um im Stile ihrer Zeit zu sprechen, nach eitlem Hervordrängen aussah. Zufrieden, wie wenige, innerhalb der von ihr selbst vielleicht zu eng gezogenen Schranken ihres Talentes und ihrer Leistungsfähigkeit, getragen von der selbstlosesten Hingebung an die göttliche Hohheit der Kunst, hat sie in ihrem Berufe nur das reinste Glück gefunden, dessen die Menschenseele fähig ist und keine der Enttäuschungen, denen sich der Ehrgeiz und die Selbstüberschätzung auch dann so oft und so schmerzlich ausgesetzt sehen, wo sie sich mit der größten Genialität verbinden. Dazu noch die vollste Befriedigung in allem dem, was zum Leben selbst und seinen rein menschlichen Beziehungen gehört. Freude und Schmerz in jähem Wechsel sind auch durch ihr Herz wie bei allen anderen Sterblichen gezogen, aber beide haben es nur immer wärmer und kräftiger schlagen machen und ihrem Charakter eine ebenso zarte wie feste Basis gegeben, die man im tiefsten Sinne des Wortes durch und durch religiös nennen wird. Denn daß die Künstlerin von einem stärkeren Hauche der specifisch-christlichen Stimmung erfaßt und bewegt wurde, als es in dem ihr heimatlichen Kreise damals zu geschehen pflegte,

*) Erinnerungen aus dem Leben der Malerin Louise Seidler geboren zu Jena 1786, gestorben zu Weimar 1861. Aus dem handschriftlichen Nachlaß zusammengestellt und bearbeitet von Hermann Uhde. Berlin 1874.

Grenzboten I. 1874.

ist nicht das, was wir unter ihrer Religiosität als innersten Kern ihres Wesens meinen. Es war doch nur die zufällige Form, die sich ihr bot und die sie in aller Arglosigkeit nach eigenem Bedürfniß sich gestaltete. Geborene Protestantin, erwachsen in einer Zeit und einer Umgebung, die den Gegensatz zu dem katholischen Wesen zwar nicht als herben Fanatismus heraus hob, aber bei aller Milde der äußeren toleranten Haltung innerlich von der unterschiedensten Antipathie dagegen erfüllt war und beinahe nur darin ihr protestantisches Bewußtsein lebendig empfand, hat sie doch in anderer Zeit und Umgebung, in den Jahren der Romantik und in den Künstlerkreisen Roms auch dem Katholicismus eine Menge freundlicher und großartiger Züge abzusehen vermocht. Zu wahr, zu treu gegen sich selbst und ihre nächsten Angehörigen in Deutschland konnte sie keine Convertitin werden, obgleich sie mitten unter solchen und im herzlichsten Verkehr mit ihnen lebte. Sie konnte es aber auch darum nicht werden, weil ihr das Verständniß für den Grund eines solchen jähen Bruches mit sich selbst und anderen ganz versagt war. Sie begriff nicht, wie die Bekenntnißformel als solche alle jene andern echt menschlichen Gefühle und Verpflichtungen so weit zu überwiegen vermögen sollte, daß sie für sie geopfert werden müßten. Nur in der freien Allgemeinheit der unsichtbaren Kirche wollte sie sich als Christin empfinden und die Besonderheit der Confession galt ihr nur insofern etwas, als darin die Hingabe der Seele an jene Idee nicht beschränkt, sondern nur in eine faßliche Form gebracht zu werden schien.

Das eigentliche Glück ihres Daseins ruhte für dieses echte Kind des achtzehnten Jahrhunderts in dem Cultus der Freundschaft. Wer die innere Geschichte unserer neuesten Zeit kennt, weiß ja wohl, daß jenes zarte und beinahe überzarte Aethergebilde, was damals Freundschaft hieß, jetzt für unsere etwas härteren freilich nicht gesunderen Nerven nicht mehr recht faßlich ist, außer wenn man von der Gegenwart absehend, sich auf dem Wege der Reflexion künstlich in die damalige Gemüthsstimmung versetzt. Wie wir einmal heute geartet sind, will uns die überschwängliche Weichheit des Herzens, die dazu nothwendig gehört, wenig anmuthen, wo wir ihr an dem stärkeren Geschlecht begegnen. Wir sind geneigt über die stürmischen Ausbrüche der Gefühlseltigkeit und die unaufhörlichen Entzückungen oder Thränen skeptisch zu lächeln, wenn wir uns die wohlbekannten Physiognomien von Vater Gleim oder Wieland dazu denken. Aber bei Frauen lassen wir es uns eher gefallen, ihnen steht eine nervöse Erregtheit, wo sie sonst hübsch genug sind, recht wohl, und wenn wir auch im Stillen Gott danken, daß er uns gnädig vor solchen Ueberschwänglichkeiten und ihren lästigen Ansprüchen auf gleich gestimmte Erwiederung bewahrt hat, so behagen uns doch die Bilder davon, die ja nicht mehr lebendig werden können. Insofern wird auch das in allen

möglichen Variationen hier durchgeführte Thema der idealen Freundschaft auf den heutigen Leser, wenn er, wie recht und billig, ganz ein Kind seiner Jetztzeit ist, nur unterhaltend und wohlthuend wirken. Werden doch deshalb an ihn keine solchen extravaganten Ansprüche gemacht und er selbst denkt nicht daran, sie an irgend jemand anders, sei es ein Er oder eine Sie, zu machen. In der überreichen Literatur, worin sich jene eigenthümliche Phase des damaligen Seelenlebens auf die Nachwelt vererbt hat, dürfte man kaum einer andern Gestalt begegnen, die durch den Verein des feurigsten Enthusiasmus mit der zartesten Weiblichkeit einen so anmuthigen Eindruck hinterlasse, wie diese wahre Künstlerin vielmehr noch in der Führung des eigenen Lebens und der Darstellung der eigenen Persönlichkeit, als auf der Leinwand oder mit dem Farbestifte.

Es giebt glücklicherweise immer noch genug Leute unter denen, welche Bücher zu lesen pflegen, die es gelegentlich zu ihrer bloßen Seelenerquickung thun mögen. Für sie wäre das, was wir bisher von der Beschaffenheit des Buches oder seines Gegenstandes gesagt haben, wie uns dünkt, genug, um es mit Antheil in die Hand zu nehmen und vollkommen befriedigt davon zu scheiden. Aber auch für die anderen, welchen eine solche Kost etwa zu sublim oder zu einfach wäre, ist überreich gesorgt. Zuerst durch die zahlreichen Erinnerungen, die sich auf eine Menge Sterne erster und zweiter Größe während der glänzendsten Zeit unserer klassischen Periode beziehen und theilweise sogar für unsere systematische Literatur- und Culturgeschichtsforschung lehrreiche Erwerbungen geben. Vor allem ist es die Centralsonne Goethe selbst, deren Strahlen fast von Anfang bis zu Ende immer wieder durchbrechen, wenn sie auch einmal zeitweise vom Horizont verschwunden zu sein scheinen. Eine Fülle bisher unbekannter Briefe und Billete von seiner Hand, oder auch von der seines Niemer und anderen Secretäre läßt zwar nicht eigentlich neue oder überraschende Blicke in das innerste Getriebe seines eigentlichen dichterischen Producirens thun, dient aber doch trefflich dazu, die äußere Situation, Menschen und Zustände um ihn herum, und insofern auch auf sein Schaffen von Einfluß, in klareren Zügen hervortreten zu lassen. Aber auch davon abgesehen, ist jedes neuauftauchende Blatt von Goethe's Hand eine Gabe, die durch sich selbst und ihr eigenes, immer nicht geringes Gewicht, auch dann wenn sie nach dem Maßstabe anderer gemessen, geringfügig zu nennen wäre, dem der sie bringt, Anspruch auf den Dank der Nachwelt und unserer Nation erwirbt. So dürften auch diese neuen Schriftstücke, obwohl manche von ihnen in einer behaglichen Breite freundschaftlicher Plauderei sich ergehen und alle, selbst die spätesten kaum eine Spur von der abgezirkelten Steifheit des Geheimrathsstils zeigen, nicht zu denen gehören, die man besonders gehaltvoll nennen würde. Auch drehen sie sich, wenn

überhaupt um höhere Interessen und nicht um kleine Zufälligkeiten des täglichen Verkehrs immer nur um den eigentlichen Beruf der Empfängerin, die Malerei und das Verhältniß ihrer eignen Schöpfung zu den leitenden Maximen der Weimarischen Kunstfreunde, d. h. Goethe's und seines künstlerischen Hausorakels, des jetzt nicht gut beleumdeten „Kunst-Meyers“. Aber es ist ebenso rührend für den einfachen Leser, wie für den Goetheforscher und Exegeten belehrend zu sehen, welche zarte Schonung und humane Duldsamkeit das tiefe und edle Gemüth Goethe's auch einer ihm innerlich so widerstrebenden Richtung fortwährend bethätigte. Denn die Malerin war doch immer und wurde mehr und mehr eine echte Nazarenerin. Aber Goethe hörte nicht auf, jede ihrer Productionen mit der liebevollsten Theilnahme auf sich wirken zu lassen. Von Verstellung oder Falschheit kann dabei nicht die Rede sein. Er that es, weil ihm die Persönlichkeit der Künstlerin ein für allemal ins Herz gewachsen war und gerade diese Selbstüberwindung, die nicht in der Reflexion des Verstandes, sondern in dem Gemüthe und Herzen wurzelt, ist ein schöner Beitrag zu dem immer noch so wenig gekannten Characterbilde des Menschen Goethe.

Im unmittelbaren Anschluß an Goethe selbst erfährt man hier Manches über eng mit ihm verflochtene Persönlichkeiten, die von der landläufigen Schätzung immer noch zu einseitig und zwar meist zu ihren und mittelbar auch zu seinen Ungunsten beurtheilt werden. Wir denken dabei zuerst an die immer noch so übel berücktigte Vulpia. Im Grunde herrscht von ihr auch bei den gebildeteren Goethesfreunden die Vorstellung, der einst Bettina, und bei ihr ist es begreiflich warum? in der Signatur „wahnsinnige Blutwurst“ einen so drastischen Ausdruck gab. Louise Seidler, deren feine Weiblichkeit gewiß nicht mit der handfesten Welttüchtigkeit Christianens sympathisirte, giebt ihr doch ein anderes Zeugniß. „Da ich wußte“, schreibt sie in ihr Tagebuch nach dem plötzlichen Tode jener Frau, „daß der Dichter sie von Herzen lieb gehabt, daß er stets gefühlt, wie sie ihm das Leben erleichtert durch Abwehren von Dingen, die ihm lästig wurden, so drängte es mich, ihm schriftlich mein innigstes Mitgefühl auszusprechen.“ Sie erhielt darauf folgende Antwort: „Den lieben Jenaischen Freunden und Nachbarn tausend Dank für ihre tröstlichen Worte. Bei dem großen Verluste kann mir das Leben nur erträglich werden, wenn ich nach und nach mir vorzähle, was Gutes und Liebes mir alles geblieben ist.“

Auch über eine andere Goethe'sche Frauengestalt, um die sich umgekehrt eine ganze Wolke phantastischer Tradition zu ihrer Verklärung und zur Verunglimpfung des Dichters gesammelt hat, über Minna Herzlieb, sind diese Seidler'schen Memoiren reich, nicht gerade an neuen Aufschlüssen, aber an solchen, die in sich den Stempel der vollsten Wahrhaftigkeit und Unbefangen-

heit tragen. Sie liefern zugleich eine von beiden Seiten ungeahnte Bestätigung jener zum erstenmal vollständig klärenden Aufschlüsse, die Fr. Frommann 1870 in seinem so inhaltreichen kleinen Buche „Das Frommann'sche Haus und seine Freunde“ gegeben hat. Die Characterzeichnung des Urbildes der Goethe'schen Ottilie — denn das bleibt sie, auch wenn alles Andere, was über ihre Herzensbeziehungen zu Goethe herumgetragen wird, als Erfindungen des müßigen Klatsches sich erweist — stimmt hier und dort Zug für Zug und die Seidler'sche ist dadurch noch der Frommann'schen überlegen, daß sie zugleich eine mit feiner Künstlerhand angelegte Portraitskizze des Aeußeren giebt; „Minna war die lieblichste aller jungfräulichen Rosen, mit kindlichen Zügen, mit großen dunkeln Augen — die mehr sanft und freundlich als feurig — Jeden herzlich unschuldsvoll anblickten und bezaubern mußten. Die Flechten glänzend schwarz, das anmuthige Gesicht vom warmen Hauche eines frischen Colorits belebt, die Gestalt schlank und biegsam, vom schönsten Ebenmaße, edel und grazios in allen ihren Bewegungen, so steht Minna Herzlieb noch heute vor meinem Gedächtniß. Ihr Anzug war stets einfach, aber geschmackvoll; sie liebte schlichte weiße Kleider; in einem solchen habe ich sie lebensgroß in Del gemalt. Gewöhnlich trug sie auch beim Ausgehen keinen Hut, sondern nur ein kleines Knüpfstüchchen, unter dem Kinn zugebunden.“ Natürlich war die allverbreitete Sage ihrer unglücklichen Liebe zu Goethe auch zu den Ohren ihrer Jugendfreundin gedrungen. Sie sagt darüber: „Für Goethe, den älteren Mann, den berühmten Dichter, der sie der freundlichsten und zartesten Aufmerksamkeit würdigte, empfand sie eine tiefe Verehrung, allein daß diese sich zur Leidenschaft gesteigert habe, wie Einige nach dem Erscheinen der Sonette, namentlich der vielberufenen Charade, muthmaßen wollten, wurde von Allen, welche Minchen näher kannten, entschieden in Abrede gestellt. Sie nannte Goethe ihr ganzes Leben lang nur „den lieben alten Herrn“. Der Freundin ist es ebenso klar, wie ihrem Pflegebruder Fr. Frommann, daß Goethe'n auch nicht der Schatten einer Schuld wegen der spätern traurigen Schicksale dieser ebenso reizenden wie räthselhaften Wunderblume zur Last falle. Das Unglück ihrer Ehe, an dem sie ein langes Leben dahinsiechte und endlich jämmerlich verkam, ist ganz allein ihr selbstgewolltes Verhängniß, wenn man dies harte Wort einem so zarten Geschöpf gegenüber brauchen will.

Ueberhaupt liegt ein wesentliches Stück der Bedeutung dieser Memoiren in den mannichfaltigen Bildern aus den Jenaischen Zuständen von 1790—1805. Es war, wie man weiß, die glänzendste Zeit, die jemals über dem alten Saal-Athen aufgegangen ist, und Luise Seidler hat sie in der für einen Darsteller doppelt wünschenswerthen Eigenschaft, als Eingeborene und zugleich als anderwärts, vor allem in Weimar, dann an den schwächeren Lichtcentren

in der Nachbarschaft, in Gotha, in Altenburg, Dresden u. s. w., völlig eingelebte und Heimatberechtigte Zubehörige zu durchleben und aufzufassen vermocht. Keine Frage, daß die damaligen Geistes-Revolutionen in Jena in ihrer Art mindestens ebenso tief in die Geschichte der deutschen Bildung unserer klassischen Periode und jedenfalls vielseitiger eingegriffen haben, wie die poetischen Großthaten unserer Dichterheroen in Weimar. Von einem Mädchen, einer Künstlerin, einer durch und durch zart und weich, gefühlvoll gestimmten Natur, darf man nicht verlangen, daß sie das herbe philosophische Ringen, was sich vor ihrem leiblichen Auge hier vollzog, wo ein Reinhold, Fichte, Schelling und Hegel zu dem geworden sind, was sie waren, mit ihrem innern Blicke erfaßt hätte. Davon ist hier in den Erinnerungen keine Spur, und selbst die menschlichen Persönlichkeiten jener gewaltigen Athleten im Geisteskampfe haben mit Ausnahme des einen, Schelling, bei ihr keinen Eindruck hinterlassen. Aber auch Schelling nicht als Philosoph, sondern als Gemahl ihrer schwärmerisch geliebten Jugendfreundin Pauline Gotter und ebendeshalb nicht der für die Wissenschaft vorzugsweise bedeutende Schelling aus seiner Sturm- und Drangperiode in Jena, sondern der in vornehmer Behaglichkeit und edelster Häuslichkeit zu München residirende Großmeister einer mehr auf den Glauben als auf das Schauen oder Begreifen gegründeten geheimnißvollen Weisheit. Dafür ist sie desto heimischer in den Kreisen der Romantiker, die ja damals ihren Sammelplatz in Jena hatten, auch hier wieder besonders durch die Frauen herangezogen. Eine davon, Dorothea Veit oder Schlegel, ist ihr eine durch und durch sympathische Erscheinung und während des ganzen Lebens eine treue Freundin geblieben. Die andern Sterne verschwinden nach und nach von ihrem Horizont oder tauchen nur einmal vorübergehend auf, Dorothea dagegen ist mit der glücklichsten Lebensperiode der Künstlerin, mit ihrer römischen Studienzeit während der Jahre 1815—1823, innigst verwachsen und auch später, wo Philipp Veit, ihr Sohn aus der früheren Ehe, als einer der Chorführer der Nazarener nach Frankfurt übersiedelte, wurden die Bande zwischen beiden Frauen immer noch fester, um erst mit dem Tode der älteren zerschnitten zu werden. Eine so seltsame und in vieler Hinsicht den Zeitgenossen ebenso sehr wie uns unverständliche und widerstrebende Natur wie die Dorothea's hat sich also auch dem reinen und unschuldigen Zauber nicht entziehen können, der von dem damals, als sich das Verhältniß knüpfte, noch so jugendlichen, durch keine irgendwie nennenswerthe Aeußerung besonderer Talente hervorragenden Mädchen ausging und diese hat auch hier wieder die aus der Tiefe eines unendlich warmen Herzens hervorgehende grenzenlose Elasticität und Anschmiegungsfähigkeit bekundet, die sie zu einem so lehrreichen Gegenstand psychologischer Betrachtung macht, auch wenn sie nicht durch ihre Leistungen und das oder die, die sie gesehen und gefannt

hat, uns so merkwürdig wäre. Wie wenig der forcirte Katholicismus der späteren Frau Friedrich Schlegel eine Schranke zwischen Beiden oder vielmehr für Louise Seidler sein konnte, haben wir schon gesehen. Wir wollen nur noch hinzufügen, daß ihre auf die zarteste, aus dem Gemüth geborene Humanität gegründete Toleranz gegen die anmaßliche Befehrungsucht der Freundin mitunter auf sehr harte Proben gestellt worden zu sein scheint, aber alle gleichsam spielend, ohne rechtes Bewußtsein der zu Grunde liegenden krankhaften Verzerrung in der Seele der Freundin glücklich bestanden hat. Daß einmal auch der erste Apostel dieses Neukatholicismus von damals, Friedrich Schlegel selbst, im Jahre 1819 in ihr idealisch-schönes römisches Künstlerleben einen seltsamen Mißklang brachte, weil er auch in Rom das sein wollte, was er in Wien geworden war, der feurigste Apostel der Gastronomie oder deutsch der grenzenlosesten Gefräßigkeit, sei nur für die erwähnt, die sich an pikanten Anekdoten laben. Die Sache selbst ist ja bekannt genug.

So reihen sich diese Bilder aus Jena als willkommene Ergänzung zunächst an die schon erwähnten Fr. Frommann's und zeigen wieder, welche unerschöpfliche Fülle des inhaltreichsten und wirksamsten Stoffes unserer Literatur- und Culturgeschichte hier immer aus neuen Quellen zufließt, wenn sie nur in Fluß kommen. Wir sonst so schreibseligen Deutschen sind aber gerade in solchen Mittheilungen, die aus dem frischen Leben geschöpft lebendige Menschen betreffen, äußerst zurückhaltend, vielleicht weniger, weil wir, wie man behauptet, zu ungeschickt wären die dazu passende Form zu finden, als weil wir in unseren kleinbürgerlichen Vorurtheilen vor allem, was wie ein indiscretos Berühren persönlicher Verhältnisse aussieht, wenigstens auf dem Papier eine so zarte Scheu haben. Es will uns noch immer nicht begreiflich werden, daß auch das, was der Einzelne erlebt und gesehen hat, ebenso gut zur Geschichte gehören kann, wie das, was auf dem großen Welttheater und von dessen berufenen Acteurs dargestellt wird. Wahrscheinlich ist selbst diese von uns mit so lebhaftem Danke begrüßte Erzählerin in demselben Falle gewesen, denn auch sie scheint ihre Aufzeichnungen nur zu eigener Erfrischung in der Stille ihres Kämmerleins gemacht zu haben. Daß sie je in die Doffentlichkeit treten sollten, wäre ihr vielleicht ein peinlicher Gedanke gewesen und doch hätte sie, der die subtilste Discretion von der Natur selbst mitgegeben war, keine Besorgniß haben dürfen, daß ihre zarte Feder irgend wo oder irgend wen verletzen könne.

Doch lehren wir noch einmal nach „Weimar-Jena der großen Stadt“ zurück, die, wie billig alle andern Schauplätze der künstlerischen und menschlichen Liebenswürdigkeit unserer Freundin überstrahlt, selbst Rom nicht ausgenommen, was sie selbst wohl nicht zugestehen möchte. Aber gegen den einen Goethe wiegen uns doch die Weit, Overbeck, Koch, Schinz, ja selbst die Schnorr,

Cornelius und Thormaldsen nicht schwer genug, und Bunsen, obgleich er hier in seiner liebenswürdigsten Gestalt auftritt, genügt uns auch noch nicht, eher vielleicht der auch hier in seiner tiefen und reichen Innerlichkeit höchst ehrwürdige Niebuhr, dessen schützende Hand der Künstlerin vielleicht ohne daß sie es sich völlig bewußt wurde, Rom zu einem Paradiese machte. Unter den Jenaischen Freunden begegnet natürlich auch der alte in seiner Art einzige Knebel, hier in der ganzen unverwüßlichen Heiterkeit eines auf sich selbst gestellten und doch mit der Welt behaglich abgefundenen Originals. Auch er wie seine ebenso originelle, nur weniger anmuthige Frau, so wie die, beiden gleichsam providenziell angeschaffene häusliche Umgebung bieten dem gutmüthigen Zeichenstift ein Paar der allerwirksamsten Charakterköpfe, die man, auch wenn man sie sonst genau genug zu kennen glaubt, in dieser Auffassung mit der vollkommensten Befriedigung betrachtet. Demselben heimathlichen Kreise gehört auch ein anderes Freundesbild an, bei dem die Malerin mit großer Vorliebe verweilt. Wir meinen den später als geistvollen Vertreter der naturphilosophischen Richtung so berühmt gewordenen Jenaer Arzt und Professor Kieser, der, wie die ganze Richtung selbst, heut freilich nur noch in der Geschichte seiner Wissenschaft mitgenannt aber nicht gezählt wird. Deshalb dürfte selbst sein Name den meisten gebildeten Lesern verschollen sein. Wir gedenken seiner an dieser Stelle auch nicht sowohl wegen seiner eigenen, dereinst vielleicht wieder mehr zur Würdigung gelangenden wissenschaftlichen überhaupt geistigen Persönlichkeit als wegen der mancherlei, zum Theil höchst merkwürdigen Notizen über Goethe, die er brieflich an seine Freundin mittheilt. Im Hochwinter 1813—14 nämlich war K. von Jena nach Weimar gezogen, um dort bei der Organisation der Weimarschen Freiwilligen mit Rath und That zu helfen und die immer wieder stockende Sache endlich in Fluß zu bringen. Er verkehrte während mehrerer Monate sehr viel und sehr intim mit Goethe, der ihm schon früher gewogen war. Ohne das Einzelne hier weiter berühren zu können, sei nur als allgemeines Resultat gesagt, daß sich auch hier wieder, im Gegensatz zu der noch die Oberfläche beherrschenden Meinung, bestätigt, wie Goethe's tiefstes Innere durch die Ereignisse der Zeit leidenschaftlich, ja fast krankhaft aufgewühlt wurde, so daß er sich selbst vor einem so jungen und verhältnißmäßig ferner stehenden Zeugen mitunter in wahrhaft vulcanischen Ausbrüchen ergoß, die der Andere mit einem Gemisch von Grauen und Ehrfurcht anstaunte, aber nicht verstand. Denn jene naive patriotische Idealtift, wie sie damals die meisten edleren Seelen erfüllte, mochten die Locken der Häupter braun oder silberweiß gefärbt sein, war nicht das, was den Geist des an Geist alle andern überragenden Helden befriedigen konnte, ohne daß er deswegen unpatriotisch gewesen wäre. Er war nur in einem höhern Sinn als die andern ebenso von der Idee der Zeit ent-

flammt, aber seine mächtige Intelligenz verlangte noch etwas anderes als die Vertreibung der Franzosen, Verbrennung von Paris und Wiederherstellung der alten Herrlichkeit der deutschen Nation, von der keiner der damaligen Schwärmer sagen konnte, wie sie eigentlich zu bewerkstelligen wäre. Er sah am Firmament die Aspecten einer neuen Zeit und ohne daß wir irgendwo finden, daß er sich daran erinnert habe, können wir seine damalige Stimmung wohl in den gewaltigen Vers Virgil's zusammenfassen: *Magnus ab integro saeculorum nascitur ordo*. Aber er sah und kannte auch die feindseligen Mächte besser als die Andern, die damals für Blücher wie für Schwarzenberg, für Stein wie für Metternich, für Kaiser Franz wie für König Friedrich Wilhelm in kindlicher Naivetät schwärmten. Diese aufs höchste getriebene Spannung zwischen Hoffnung und Furcht, zwischen Glauben und Zweifel, ja Verzweiflung war die Ursache jener wundersam bewegten Stimmung, die dem sonst scharfsichtigen Beschauer, der selbst und mit vollem Rechte damals zu den Schwärmern und Gläubigen gehörte, immer räthselhafter wurde, je öfters er ihr begegnete. Wir wollen nur ein, aber das merkwürdigste Zeugniß dafür aus diesen Berichten herausheben. K. schreibt am 12. December 1813: „Um 6 Uhr Abends ging ich zu Goethe. Ich fand ihn allein, wunderbar aufgeregt, glühend, ganz wie im Kugelgen'schen Bilde. Ich war zwei Stunden bei ihm und habe ihn zum ersten Male nicht ganz verstanden. Mit dem engsten confidentiellen Zutrauen theilte er mir große Pläne mit und forderte mich zur Mitwirkung auf. Ich glaubte es sei die Zeit nach Mittag, aber es gab kein Tröpfchen, und dennoch wurde er immer lebendiger. Ich war zu müde um mich in dieselbe Stimmung zu versetzen; so habe ich mich ordentlich losgerissen. Ich fürchtete mich beinahe vor ihm: er erschien mir, wie ich mir als Kind die goldenen Drachen der chinesischen Kaiser dachte, die nur die Majestät tragen können. Ich sah ihn nie so furchtbar heftig, gewaltig grollend, sein Auge glühte, oft mangelten die Worte und dann schwoh sein Gesicht und die Augen glühten und die ganze Gesticulation mußte dann das fehlende Wort ersetzen. Ich habe seine Worte und Pläne, aber ihn selbst nicht verstanden.“ K. hat „das confidentielle Zutrauen“ wie es in seinem Charakter lag, buchstäblich verstanden und den „großen Plan“ mit in sein Grab genommen. Wir können aber wohl ahnen, was er enthielt. Dasselbe was dann in den Wanderjahren nur in bedeutend abgekühltem Niederschlag als jene oft gelesene und doch so wenig bekannte pädagogische Digression Unterkunft gefunden hat, gohr damals in der gewaltigen Zeit in seiner Seele: Der Plan einer vollständigen Erneuerung der Gesellschaft und des Staates durch eine von innen herausgegriffene Reform der Individuen, die mit der Erziehung anheben sollte, also dieselbe Idee, die Fichte's Reden an die deutsche Nation geboren hat, welche ja auch von so vielen gehört und bewundert, von den wenigsten nach ihrem eigentlichen Kerne

verstanden worden sind. Daß in diesem großen Plane die harmlosen und liebenswürdigen patriotischen Phantasien, die die Sinne der Andern umgaukelten, nicht stimmten, begreift sich, aber daß der Erzeuger dieses Planes in seiner Art ein ebenso guter Patriot war, wie jene, soll erst noch begriffen werden.

H. Rückert.

Lamarmora's Buch.

(Schluß.)

Der Zusammentritt eines Congresses war sehr zweifelhaft. Man vergesse aber nicht, daß es Lamarmora darauf auch gar nicht ankam, daß es sich für ihn nur darum handelte, Napoleon nicht vor den Kopf zu stoßen. Wem es mit dem Gelingen des Congresses Ernst war, wie z. B. dem englischen Ministerium, der mußte als erste Vorbedingung eine allgemeine gleichzeitige Entwaffnung fordern. Lamarmora fürchtete denn auch, daß dieser Vorschlag kommen werde. Ihn zu erfüllen wäre aber gerade für ihn schlechterdings unmöglich gewesen; jedes Zeichen von Nachgiebigkeit mußte unvermeidlich seinen Sturz herbeiführen. Deshalb erklärte er denn auch sofort am 8. Mai „Allen, welche zu ihm kamen ihn zu consultiren“, daß Italien den Congress annehme, aber ohne Abrüstung, und machte seinen Gesandten diesen Entschluß am 11. Mai durch ein Rundschreiben bekannt. Seltsamer Weise hielt er es jedoch nicht für nöthig, auch der preussischen Regierung oder ihrem Gesandten in Florenz Kenntniß davon zu geben. Erst als Usedom ihn am 17. Mai fragte, was Italien thun werde, wenn die Mächte es zur Entwaffnung aufforderten, gab er zur Antwort, daß er schon seit dem 8. Stellung zu dieser Frage genommen. Usedom erklärte sich sachlich damit sehr einverstanden; aber, so fügte er beißend genug hinzu, ich war nicht im Stande dem Grafen Bismarck Aufklärung darüber zu geben, warum diese Eröffnung allen Vertretern von und an den europäischen Höfen gemacht wurde, während Preußen zehn Tage lang Nichts davon wußte. Lamarmora will diesen Sarkasmus mit einem andern vergelten, und meint, die einzige Aufklärung, die Usedom hätte geben können, wäre die gewesen, daß er Bismarck gestanden, Preußen sei in Florenz sehr schlecht vertreten. Also der preussische Gesandte mußte fragen, alle andern bekamen ohne Fragen die Nachricht; alle andern italienischen Vertreter machten den Höfen, bei welchen sie beglaubigt waren,